

Der hl. Maximilian Kolbe – Märtyrer der Nächstenliebe

Predigt zum 26. Sonntag i. J. (CE-Fest): Num 11,25-29; Jak 5,1-6; Mk 9,38-43.47-48

Reiß lieber eins deiner Gliedmaßen heraus aus deinem Körper als zuzulassen, dass es dich zum Bösen verführt und böse macht. Lieber einäugig im Himmel als zweiäugig in der Hölle. Kaum je hat Jesus in solch martialischen Bildern gesprochen. Ist das nicht höchst irritierend? Was will er uns damit sagen?

Diese drastische Rede Jesu müssen wir wohl in den Zusammenhang seiner Leidensweissagungen stellen. Sicher ahnt er, in welche Abgründe der Niedertracht und des Bösen er in seiner Passion wird schauen müssen, um all das für uns auf sich zu nehmen und zu sühnen. Er kann nicht eindringlich genug reden, um uns zu mahnen, nicht zu Komplizen solcher Abgründe des Bösen zu werden. Doch es gibt sie, diese Komplizen. Und die, die zu ihren Opfern werden. Von einem von diesen möchte ich heute erzählen: Maximilian Kolbe. Am 14. August 1941, also vor 80 Jahren, wurde er, der Kirchenpatron der Kirche, vor der wir unser Christus-Erlöser-Fest feiern, in Auschwitz ermordet. Ein guter Anlass, uns ein wenig mit ihm zu beschäftigen.

Sein Taufname war Rajmund. Am 8. Jan. 1894 wird er als eines von fünf Kindern im russisch annektierten Teil Polens geboren, wobei zwei der Geschwister schon im Kindesalter sterben. Wie alle Polen waren der Vater Julius und seine Söhne Mitglieder patriotischer Geheimverbände, die sich nach Freiheit und dem Wiedererstehen der polnischen Nation sehnten. Mit 16 Jahren tritt der hochbegabte Rajmund bei den Franziskanern ein und wählt sich bei seiner Profess neben dem Ordensnamen Maximilian den Namen Maria. Denn er ist ein glühender Verehrer der Gottesmutter, so sehr, dass ihn seine Mitbrüder im Scherz den „Narr unserer lieben Frau“ nennen.

Neben seiner Frömmigkeit ist er auch ein „Narr“ des technischen Fortschritts. Schon als Jugendlicher macht er sich Gedanken über die Konstruktion eines Raketenflugzeugs, um damit den Mond zu erreichen. Er versteht sich auf Motoren, Druckmaschinen, Radios, Fahrräder, was ihm später sehr nützlich sein wird. Vor allem aber setzt er, der leidenschaftliche Missionar, zum Entsetzen so mancher seiner Mitbrüder in der Seelsorge auf die neuen Massenmedien. In Bezug auf Presse, Radio und Film kann ihm anscheinend die Kirche nicht modern genug sein.

Nach dem Studium in Rom und einer Professur für Philosophie und Kirchengeschichte am Priesterseminar in Krakau muss er wegen schwerer Krankheit eine längere Zeit pausieren. Während dieser Monate reift in ihm der Gedanke der Herausgabe einer Zeitschrift, ein Unternehmen, das er 1920 mit 40 Zloty und unendlichem Gottvertrauen beginnt. *Ritter der unbefleckten Jungfrau* nennt er sie. 1927 erreicht sie schon eine Auflage von 45.000 Exemplaren, so dass sein Kloster zu klein wird für den immer weiter wachsenden Verlagsbetrieb.

Als er in diesem Jahr von dem Fürsten Jan Drucki-Lubecki ein größeres Grundstück 40 km westlich von Warschau geschenkt bekommt, baut er so etwas wie eine Klosterstadt mit Straßen, Plätzen, Häusern, Gartenanlagen, Sportplätzen, Stadtwerken, Pressezentrum, einer eigenen Eisenbahn und natürlich einer großen Kirche. Im Verlaufe der Zeit leben hier über 600 Patres und Brüder sowie 120 Schülern des Priesterseminars. Die Stadt nennt er *Niepokalanów, Ort der Unbefleckten*.

Maximilian, der mit jeder Faser seines Lebens Menschen zu Jesus Christus führen möchte, geht unter dem Kopfschütteln seiner Mitbrüder 1930 nach Nagasaki in Japan, gründet dort ein Franziskanerkloster und gibt auch hier eine Zeitschrift heraus, die bereits 1934 eine Auflage von 70.000 erreicht. Es ist eine Zeit des Reifens. Immer mehr findet dieser leidenschaftliche Kämpfer für die Sache Gottes und die Ehre Mariens zu einer tiefen Menschenkenntnis und zu einer tiefen Liebe zu allen Menschen ohne Ausnahme. Wieder zurück, eröffnet er 1936 eine eigene Radiosendestation und trägt sich sogar mit dem Gedanken, in Niepokalanow einen Flughafen zu bauen.

Dann bricht der Krieg über Polen herein. Innerhalb weniger Tage überrennt die Wehrmacht große Teile von Polen, in die Zange genommen von den Braunen im Westen, von den Roten im Osten, von zwei gleichermaßen verbrecherischen Regimen. Die meisten Brüder werden aus dem Kloster in Niepokalanow abgezogen. Kolbe bleibt mit einigen zurück, um Flüchtlinge und Verwundete zu betreuen.

Am 17. Febr. 1941 beginnt die tragische Wende seines Lebens. Zwei SS-Leute mit ihren Totenkopfuniformen stehen an der Tür zu seinem Kloster. Er wird verhaftet und kommt in das berüchtigte Warschauer Gefängnis Pawiak. Für die Zeit hier ist vor allem der Hassausbruch eines Nazi-Schergen überliefert. Er kommt in die Zelle einer Gruppe von Gefangenen, zu denen auch P. Kolbe gehört, und sucht einen Grund, seinem Hass freien Lauf zu

lassen. Er findet ihn, als er Kolbe an seiner Ordens Kutte als Priester erkennt. Immer mehr brüllt er sich in Rage mit der Frage, ob er, der Pfaffe, der Dummkopf, wirklich an Gott glaube, um bei jedem mit ruhiger und fester Stimme gesagten „Ich glaube“ des Paters brutal zuzuschlagen, bis er sich nicht mehr rühren kann. Dass er nicht, wie die Mitgefangenen, mit rasender Wut reagiert, sondern sie besänftigt, zeigt, wie sehr in ihm eine der Seligpreisungen gewachsen ist: die der *Sanftmut*.

Einige seiner Mitbrüder aus Niepokalanow bieten sich der Gestapo übrigens zum Austausch für Maximilian an. Aber das bewirkt wohl nur, dass man um so mehr diesen besonderen Menschen beseitigen will.

Am 28. Mai 1941 schließlich wird er nach Auschwitz verfrachtet. Vom Waggon geht es durch ein prügelndes Spalier von Wächtern, Kapos und Blockältesten. Es folgen Entkleidung, Abrasieren der Haare mit stumpfer Klinge, Einkleidung mit dem gestreiften, verdreckten, durchgeschwitzten Lagerkittel, Unterbringung in einer verlausten vollgestopften Baracke, täglich schikaniert von SS-Leuten, die die Gefangenen herumhetzen, „Laufschritt“ oder „Parademarsch“ befehlen, oder, wenn sie ihre perfiden Spielchen treiben, sie hüpfen, tanzen und herumspringen lassen. Die Entwürdigung des Menschen aber kommt mit am meisten zum Ausdruck darin, dass man in dieser Hölle keinen Namen mehr hat, sondern eine Nummer ist. Die von P. Kolbe auf seinem Lagerkittel: 16670.

Ein finsterner Sadist namens Krott, der es besonders auf die Priester abgesehen hat, traktiert die Nr. 16670 mit dem bebrillten Intellektuellengesicht noch viel mehr als alle anderen, bis Maximilian nicht mehr kann. Er wird als Drückeberger mit 50 Stockschlägen „bestraft“, bevor ihn die uniformierte Bestie mit einem Tritt in eine schlammige Pfütze stößt. Als man merkt, dass er doch noch lebt, wird er in die Krankenbaracke verbracht, starrend von Schmutz, Ungeziefer, Fliegen und Gestank. Es ist seine Glaubenskraft, sein Gebet, sein Beicht hören – obwohl es unter strengster Strafe verboten ist – was mitten an diesem Ort der Finsternis doch so etwas wie ein Licht entzündet.

Dann kommt jener Julitag, an dem es einem Häftling gelingt zu fliehen. Die SS-Schergen fluchen und brüllen und suchen in den Baracken und stellen fest: In Block 14, dem von P. Kolbe, fehlt einer. Lagerführer Karl Fritzsch, die rechte Hand des Lagerkommandanten Rudolf Höß, ein kleiner, böartiger Mann, der die Angst und Erniedrigung der Menschen braucht, um sich selber groß zu fühlen, zeigt beim Appell auf die zehn, die dafür in den Hungerbunker sollen, unter ihnen Franciszek Gajowniczek, ein kraftvoller, unbeugsamer Mann, der im Gedenken an den Hungertod und seine Familie schluchzend zusammenbricht und die Liebe zu den Seinen herausschreit. In dem Augenblick geschieht das Undenkbare: P. Kolbe tritt aus der Reihe heraus. Fritzsch greift zur Pistole und schnauzt ihn an, so jedenfalls schildern es später Überlebende: „Was will das polnische Schwein?“ Kolbe, in deutscher Sprache: „Ich bitte darum, dass Sie mir erlauben, für einen anderen Verurteilten in den Tod zu gehen.“ „Bist du verrückt geworden? Du Idiot. Sag, was du willst!“ Kolbe wiederholt und schaut auf ihn mit einem festen Blick, dem schon andere SS-Leute nicht standhalten konnten, wenn sie ihn anschrien, er solle gefälligst zu Boden schauen. Doch der Lagerführer sieht etwas, was ihn sichtlich beeindruckt, denn unwillkürlich geht er vom Du zum Sie über. Was da geschieht, nötigt selbst ihm Respekt ab. „Wer sind Sie?“ „Ich bin ein katholischer Priester.“ „Für wen wollen Sie sterben?“ „Für diesen –“, und Kolbe deutet auf Gajowniczek. „Warum?“ „Ich bin ein alter, alleinstehender Mann. Dieser Mann da ist jung, hat eine Familie ...“ Fritzsch nickt, dreht sich abrupt um und geht weg.

Die 10 Häftlinge werden in einen fensterlosen Raum in Block 11 gebracht. Statt Heulen, Schreien, Jammern und Fluchen hört man, so wird später erzählt, Beten und Singen. Selbst die SS ist fassungslos und kann eine gewisse Bewunderung vor diesem „Pfaffen“ nicht verhehlen. Als sie am 14. Aug. in den Hungerbunker gehen, lebt Maximilian Kolbe immer noch. Sie töten ihn mit einer Phenolspritze – ihn, den glühenden Verehrer der Gottesmutter, am Vorabend zum Hochfest Mariä Himmelfahrt.

Das letzte Drama der Geschichte Maximilians Kolbe ist die um seine Heiligsprechung. Darf man ihn als Märtyrer verehren? Er starb doch nicht im strengen Sinn wegen seines Glaubens, sondern aus Nächstenliebe zu einem Fremden. Wenn man das täte, wären doch, so ein weiterer Einwand, alle Opfer der Nazi-Lager Märtyrer. Auf diesen Einwand sagte Johannes Paul II. nicht Nein. Wollte er bejahen, dass alle – Juden, Andersgläubige, ja Atheisten – die dem Regime widerstanden, in den Augen Gottes Märtyrer sind? Jedenfalls entschied der Papst gegen die römischen Theologen, dass Maximilian Kolbe als Märtyrer zu verehren sei, als er ihn am 10. Okt. 1982 heilig sprach.

Pfr. Bodo Windolf